

Illustriertes Unterhaltungs Blatt

Gratisbeilage zur „Geissenheimer Zeitung“.

Deutsch!

Deutsch sein heißt stark sein
Nach außen und innen,

Deutsch sein heißt kühn sein
Und Großes beginnen,

Deutsch sein heißt fest sein
Und alles gewinnen!

Frans Grosholz, Freiberg i. Br.

Prinzeßchen.

Novelle von Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

„Und ob es mein Ernst ist, Du süßes Närrchen! Aber zuerst mußt Du mir versprechen, daß Du mir alle Tage etwas vorsingen wirst, zwei Stunden lang wenigstens, und mindestens an jedem Tage das Prinzeßchen. Denn jetzt ist es ja Wahrheit geworden: Und ich bin der König — und Du bist die Braut.“

Sie lachte schelmisch zu ihm auf.

„Gefiel es Dir so gut? — Und weißt Du auch, daß ich nur an Dich gedacht habe, als ich es sang?“

„O, Du Geliebte, Einzige! Ich war Dir also schon da nicht ganz gleichgültig? Du hattest mich von Anfang an ein bißchen lieb?“

„Ein bißchen sehr sogar, obwohl es gewiß eine unverantwortliche Dummheit von mir ist, daß ich Dir's gestehe.“

Sie waren während ihres Gesprächs jetzt tief genug in das Innere des Tiergartens gelangt, daß er es wagen konnte, sie zu küssen. Und Martha ließ es geschehen, obgleich doch die Möglichkeit keineswegs ausgeschlossen war, daß jemand sie beobachtete.

Es waren selige Augenblicke, in denen Rudolf Diethelm die ganze übrige Welt vergaß. Martha aber schien sich immerhin einige Erinnerung an sie bewahrt zu haben, denn sie fragte plötzlich: „Und Fräulein Rudloff? Meinst Du nicht, daß sie etwas merken wird? Sie hat so gräßlich scharfe Augen, namentlich für das, was man ihr verbergen will.“

„Aber warum sollten wir es denn vor ihr verbergen, mein Diebling? Ich denke im Gegenteil noch heute mit ihr zu reden.“

Da erst schien ihr Glück vollständig zu sein. „Ach, wenn Du das wirklich tun wolltest! — dann brauche ich auch nicht mehr in die gräßliche Handelsschule zu gehen — nicht wahr? Denn daß Deine Braut in einem Kontor sitzt und sich von ihrem Prinzipal oder ihren Kollegen Zudringlichkeiten gefallen lassen muß, wirst Du doch nicht wollen.“

Er erschraf förmlich, als ihre Worte ihm die Erwerbstätigkeit eines hübschen, jungen Mädchens in diesem neuen Lichte zeigten.

„Um des Himmels Willen nicht! — Keinen Schritt sollst Du wieder in die Handelsschule tun. Aber woher weißt Du denn das von den Zudringlichkeiten, süßer Schatz?“

„O, ich habe schon bei meinen Bewerbungen einige kleine Proben zu kosten bekommen. Es gab nicht wenige, die mich auch ohne Kenntnis der Stenographie und Schreibmaschine engagiert hätten, wenn ich mich nur in anderer Weise ein bißchen anstellig gezeigt hätte.“

Diethelm war in innerster Seele empört.

„Man hat es gewagt, Dich zu beleidigen? Warum hast Du nicht früher davon gesprochen? Ich würde diese Unverschämten auf der Stelle zur Rechenschaft gezogen haben.“

„Mit welchem Recht denn?“ lachte sie. „Man darf es den



Das neue Rathhaus in Treuen i. B.

Kürzlich wurde das neue Rathhaus in Treuen i. B. seiner Bestimmung übergeben. Die Kosten für diesen Neubau betragen rund 200 000 Mark.

Herren am Ende gar nicht so übel nehmen, denn sie finden wohl im allgemeinen Entgegenkommen genug. Du solltest nur hören, mit welchen Illusionen die jungen Mädchen von der Sanktelschule ihrer Berufstätigkeit entgegensehen. Jede von ihnen



Admiral v. Schröder

Kommandeur des Marinekorps an der belgischen Küste, der den Orden Pour le mérite erhielt.

te, durfte sie ganz gewiß ihren Fuß nicht wieder setzen. Denn daß nur der Leichtsinn anderer, schlecht geratener Mädchen aus ihr sprach, war ihm ja außer allem Zweifel.

„Ich werde heute nachmittag, wenn sie ihr Schläfchen beendet hat, zu Fräulein Rudloff gehen,“ sagte er, das Thema verlassend. „Dann ist sie nach meiner Erfahrung immer in der besten Laune gewesen. Willst Du ihr schon vorher eine Mitteilung machen?“

„Um keinen Preis! Dazu habe ich viel zu große Angst vor ihr. Ich fürchte nämlich, sie wird gar nicht sehr erfreut sein über unsere Verlobung!“

„Und warum sollte sie sich nicht darüber freuen?“

„Ich weiß nicht, ich habe nur so die Empfindung, daß ich ihr nicht gut genug bin für Dich.“

Das klang so rührend bescheiden, daß er sich's nicht versagen konnte, sie abermals zu küssen, obgleich jetzt wirklich ein paar Leute in der Nähe waren, die es recht gut wahrnehmen konnten. Martha machte sich denn auch gleich wieder frei.

„Nicht doch! Man lacht uns ja aus. Und nun will ich nach Hause, damit sie mich nicht erst mit ihren lästigen Fragen halb zu Tode quält wie immer, wenn ich mich um eine halbe Stunde verspätet habe.“

Die Rechnung auf Fräulein Rudloffs gute Laune hatte sich diesmal trotz des ordnungsmäßig absolvierten Mittagsschlafens als eine irrige erwiesen. Ihre Miene weißagte dem jungen Schriftsteller vielmehr wenig Gutes und versetzte ihn von vornherein in eine etwas trostlose und kampflustige Stimmung.

„Sie sind jedenfalls erstaunt, mich um diese Stunde hier zu sehen, verehrtes Fräulein. Aber ich konnte unmöglich aufschieben, was ich Ihnen zu sagen habe. Es ist etwas Gutes, daß Ihnen gewiß Freude machen wird. Ich habe mich heute vormittag mit Martha verlobt.“

Ihr Gesicht zeigte wenig Ueberraschung, aber noch weniger Freude.

„Also doch!“ sagte sie nur. „Ich habe es vorausgesehen, daß Sie eines Tages diese Dummheit begehen würden.“

„Erlauben Sie, Fräulein Rudloff, mir scheint, das ist ein etwas sonderbarer Glückwunsch.“

„Ich wünschte nicht, wozu ich Sie beglückwünschen sollte. Es soll mir ja sehr lieb sein, wenn ich mich täusche, aber vorläufig sehe ich in dieser Verlobung nichts, als eine beklagenswerte Uebereilung, die weder Ihnen, noch dem Mädchen zum Segen gereichen wird.“

„Und worauf, wenn ich fragen darf, stützt sich diese merkwürdige Ansicht?“

„Auf meine Kenntnis von dem Charakter des Mädchens, dem Sie einen so wichtigen Platz in Ihrem Leben einräumen wollen. Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich halte Martha keineswegs für schlecht. Denn sie würde selbstverständlich nicht mehr in meinem Hause sein, wenn es so wäre. Aber ich glaube, daß sie eine sehr verhängnisvolle Anlage zum Leichtsinn hat, vielleicht ein Erbteil, für das man sie nicht verantwortlich machen darf. Es bedürfte wohl einer festeren Hand als der Ihrigen, um sie auf dem rechten Wege zu erhalten.“

Dieser ewige Zweifel an seiner Mannhaftigkeit brachte ihn nachgerade in Harnisch.

„Mich dünkt, Fräulein Rudloff, Sie könnten es getrost mir überlassen, mir meine künftige Gattin nach meinen Wünschen zu erziehen. Und wenn Sie Martha nichts anderes nachzujagen wissen, als eine von Ihnen vermutete Anlage zum Leichtsinn, so sind meine Besorgnisse hinsichtlich der Zukunft wirklich nicht allzu groß. Gerade so, wie sie ist, will ich sie haben. Ihr Frohsinn und ihre kindlich sorglose Auffassung des Lebens sind es, die sie für mich so überaus liebenswert machen.“

„Nun ja, ich weiß wohl, daß alles, was ich Ihnen jetzt sagen könnte, wirkungslos an ihrer Verliebtheit abgleiten muß. Und ich habe mir auch von vornherein keinen Erfolg von meiner Warnung versprochen. Aber da Sie mir wert sind, muß ich es für meine Pflicht halten, ganz offen gegen Sie zu sein. Alles Kommende werden Sie nun allein sich selbst zuzuschreiben haben, wie Sie es ja auch allein werden tragen müssen. Wollen Sie mir nun gefälligst sagen, welche Entschlüsse Sie für die nächste Zukunft gefaßt haben?“

„Ich würde Ihnen natürlich sehr dankbar sein, wenn Sie Martha noch weiter Ihren mütterlichen Schutz angeheißen ließen, wenn es auch selbstverständlich von diesem Augenblick an meine Sache ist, die Kosten ihres Unterhalts zu bestreiten.“

„Wann gedenken Sie zu heiraten?“

„Darauf wird immerhin noch mindestens ein Jahr vergehen müssen. Meine materielle Lage ist in diesem Augenblick noch nicht hinlänglich gefestigt, als daß ich schon jetzt an die Begründung eines eigenen Hausstandes denken dürfte.“



Oesterreichische Honvedhusaren beim Legen von Telephonleitungen auf dem Balkan-Kriegsschauplatz.

„Haben Sie das Martha gesagt?“

„Nein, wir haben noch nicht davon gesprochen. Aber bei ihrer großen Jugend wird ihr die kurze Wartezeit sicherlich wenig bedenten.“

Fräulein Rudloff äußerte darüber keine Meinung. Aber

sie fragte: „Und die Handelsschule? Soll Martha sie vorläufig weiter besuchen?“

„Davon kann doch wohl nicht die Rede sein. Wozu soll sie sich denn mit Dingen abmühen, die keinen Wert und keine Bedeutung mehr für sie haben. Denn ich würde doch selbstverständlich niemals zugeben, daß sie eine abhängige Stellung annimmt. Und ich fürchte überdies, sie befindet sich unter den Schülerinnen jenes Instituts nicht in der besten Gesellschaft.“

„Trotzdem würde ich eine Fortsetzung des Unterrichts zur Bedingung für ein weiteres Verweilen Marthas in meinem Hause machen müssen.“

„Es tut mir leid, aber ich habe ihr bereits mein Einverständnis mit ihrem Austritt aus der Handelsschule erklärt.“

„Das sind Dinge, über die Sie jetzt allein zu entscheiden haben. Aber ich muß Sie unter diesen Umständen bitten, sich nach einem anderen Unterkommen für Ihr Fräulein Braut umzusehen.“

„Wie? Sie wollen ihr im Ernst die Gastfreundschaft Ihres Hauses aufkündigen?“

„Ja. Es ist besser so. Ich will keine Verantwortung tragen für das, was nun weiter geschieht.“

Der harte und entschiedene Ton ihrer Worte verlegte Rudolph Diethelm fast noch mehr als diese Worte selbst.

„Ganz wie Sie wünschen, Fräulein Rudloff. Dagegen, daß ich mich für alles, was Sie bisher an meiner Braut getan, als Ihren Schuldner betrachte, werden Sie hoffentlich nichts einzuwenden haben.“

„Ich mache keinen Anspruch auf Dank. Und das Anerbieten einer Rückerstattung wäre eine Beleidigung, die Sie mir hoffentlich nicht werden antun wollen. Im übrigen brauchen Sie selbstverständlich nichts zu überstürzen. Martha kann hier bleiben, bis sich etwas wirklich Geeignetes für sie gefunden hat. Und sie wird keine Veranlassung haben, sich während dieser letzten Zeit ihres Aufenthaltes über irgend etwas zu beklagen.“

Damit war ihre Unterhaltung zu Ende, und als Diethelm zur Teestunde wiederkam, fand er Martha allein im Wohnzimmer.

„Wir werden heute ganz ungestört sein,“ verkündete sie frohlockend. „Fräulein Rudloff macht einen Besuch bei einer Freundin, und sie hat mir ausdrücklich gesagt, daß sie zu später Stunde nach Hause kommen werde.“

Damit war für Diethelm auch der letzte Zweifel geschwunden, daß es dem alten Fräulein bitterer Ernst sei mit der Mißbilligung seines Verlobnisses, und er konnte sich eines gewissen Unbehagens nicht erwehren. Martha aber nahm es um so leichter.

„Sie hat mir übrigens, nachdem Du fortgegangen warst, eine wunderschöne Rede gehalten. Du würdest Deine Freude an ihren Ermahnungen gehabt haben, wenn Du sie gehört hättest. Ich glaube allen Ernstes, sie ist selber ein bißchen in Dich verliebt. Das arme Fräulein Rudloff! Ich bringe es nicht einmal fertig, eifersüchtig auf sie zu sein.“

„Und hat sie Dir auch gesagt, daß sie Dich nicht länger bei sich zu behalten wünscht?“

„Freilich! Und das ist beinahe das Schönste von allem. Ich wollte Dir ja nichts davon sagen, aber ich hätte es wirklich nicht mehr lange unter dieser beständigen Aufsicht ausgehalten. Das war schon beinahe schlimmer, als im Hause meines Onkels.“

„Aber sie meinte es gut mit Dir, dessen darfst Du Dich versichert halten.“

„Mag sein! Aber was habe ich von aller Güte, wenn man mich damit quält! Auch wenn man nichts Unrechtes tut, ist es schrecklich, sich in jedem Augenblick beobachtet und beaufsichtigt zu wissen wie ein kleines Kind.“

„Von alledem aber hast Du doch bisher kein Wort gesagt.“

„Wie konnte ich denn? Glaubte ich doch, Du stecktest mit ihr unter einer Decke.“

„Das war nicht hübsch von Dir, Schatz! Aber was soll ich denn nun mit Dir anfangen? Gibt es nicht irgend eine Familie in Deiner Verwandtschaft, bei der Du vorläufig Unterkunft finden könntest?“

„In meiner Verwandtschaft? Um des Himmels willen nicht. Und dann will ich auch überhaupt nicht wieder zu Leuten, die mich behüten und betreuen zu müssen glauben. Davon habe ich nun wirklich genug. Ich bin doch kein Backfisch mehr, sondern eine verlobte Braut. Und die rechnet man doch unter die Erwachsenen, nicht wahr?“

„Allerdings, selbst wenn sie nur so süße, große Kinder sind wie Du. Ich werde mich also nach einem Pensionat von gutem Ruf umsehen. In dem großen Berlin wird sich schon eines finden lassen.“

„Du brauchst Dich gar nicht zu bemühen. Ich wüßte schon eine Familie, die mich bereitwillig aufnehmen würde, und in der ich auch sehr gerne leben möchte.“

„Und das wäre?“

„Es ist die Familie eines sehr netten, jungen Mädchens, das ich in der Handelsschule kennen gelernt habe. Eine Witwe mit zwei erwachsenen Töchtern. Sie waren früher in sehr guten Verhältnissen, aber seit dem Tode des Vaters müssen sie sich's recht sauer werden lassen und sind genötigt, Zimmer zu vermieten. Ich weiß, daß sie eben jetzt ein allerliebstes Stübchen frei haben. Und sie würden gewiß nicht allzu viel dafür fordern.“

Sie merkte es ihm an, daß das Projekt ihm wenig sympathisch war, und sie beeilte sich, den Einwänden zu begegnen, die sie vorausah.

„Vielleicht hegst Du Zweifel an der Anständigkeit der Frau Opitz und ihrer Töchter. Aber Du kannst ganz unbesorgt sein. Ich bin schon ein paarmal bei ihnen gewesen, heimlich natürlich, denn Fräulein Rudloff wollte mich ja mit keinem Menschen umgehen lassen, und ich kann Dir versichern, daß es sehr respectable Damen sind. Wenn Du willst, kann ich Dich ihnen ja morgen vorstellen und Du darfst Dich bei der Gelegenheit selbst überzeugen, daß ich dort sehr gut aufgehoben sein werde.“

Er konnte doch nicht gut gleich am ersten Tage ihres jungen Brautstandes einem ihrer Wünsche entgegen sein, aber er nahm sich fest vor, unter keinen Umständen seine Zustimmung zu geben, wenn ihm bei der von Martha gewünschten Vorstellung auch nur die leisesten Bedenken hinsichtlich der Vertrauenswürdigkeit der Familie Opitz aufsteigen würden. Als sie seine Zusage hatte, morgen mit ihr zu der Mutter ihrer Freundin zu gehen, drehte sie sich übermütig auf dem Absatz herum, daß ihre Röcke flogen, und dann setzte sie sich unaufgefordert und ohne Rücksicht auf Fräulein Rudloffs Pensionäre ans Klavier, um ihm sein Lieblingslied von dem Prinzchen vorzusingen.

Unter Lachen und Rosen verging ihnen der Abend im Fluge, und als Diethelm sich vor zehn Uhr zum Aufbruch anschickte, fragte ihn Martha mit einer allerliebsten Schmolliene, ob er sich in ihrer Gesellschaft so schrecklich gelangweilt habe, daß er schon fort müsse.

„Ich möchte nicht, daß Fräulein Rudloff mich noch hier findet,“ sagte er. „Auch wenn ihre Anschauungen in mancher Hinsicht etwas zu streng sein sollten, sind wir ihnen doch wohl einige Berücksichtigung schuldig.“

Sie zuckte mit den Achseln, aber sie machte keinen weiteren Versuch, ihn zurückzuhalten, und er ging wie in einem wohnigen Kaufsch nach Hause.

Da lag ein Telegramm auf dem Tische. Nichts Gutes ahnend, löste er das papierne Siegel und las:

„Vater sehr krank. Möchte Dich gern noch einmal sehen. Gib, bitte, Nachricht, ob es Dir möglich ist, seinen Wunsch zu erfüllen.“
Elsriede.

Als seine Glückseligkeit war mit einem Male verflogen. Er dachte mit tiefer Beschämung daran, daß er Elsriedens Brief unbeantwortet gelassen hatte, und er erschien sich wie der selbstsüchtigste und undankbarste aller Menschen.

Daß er dem heute an ihn ergangenen Rufe, dem Rufe eines Schwerkranken, vielleicht eines Sterbenden, Folge leisten müsse, war ihm natürlich von vornherein außer allem Zweifel, und er ging unverzüglich aufs Telegraphenamt, um seine Ankunft für morgen nachmittag anzukündigen. Den Morgenzug konnte er nicht benutzen, da zuvor in der Redaktion einige Dispositionen für seine Vertretung getroffen werden mußten. Den beabsichtigten Besuch in der Familie Opitz aber mußte er unter allen Umständen bis nach seiner Rückkehr aufschieben, da ihm, wie er sich ausrechnete, kaum Zeit genug bleiben würde, sich von Martha zu verabschieden.

Wirklich hatte er nur noch eine knappe Stunde bis zum Abgang des Zuges, als er atemlos die Glocke an Fräulein Rudloffs Wohnung zog. Sie selbst war es, die ihm auftrat.

„Ihre Braut ist leider nicht anwesend,“ sagte sie, ehe er eine Frage getan hatte. „Sie hat den Morgen damit zugebracht, ihre Sachen zu packen und dann ist sie ausgegangen, ohne mir zu sagen wohin. Wahrscheinlich hat sie zu so früher Stunde Ihren Besuch noch nicht erwartet.“

Diethelm, der sehr schmerzlich enttäuscht war, trat ins Zimmer und teilte ihr in wenigen Worten mit, durch eine wie traurige Veranlassung er zu einer kurzen Reise genötigt würde.

„Übermitteln Sie ihr meine innigsten Grüße und fügen Sie, bitte, hinzu, daß sie unter keinen Umständen wegen ihrer Uebersiedelung einen Entschluß fassen dürfe, ehe ich zurückgekehrt bin.“

(Fortsetzung folgt.)

Der faule Hans.

Eine Kriegsepisode von Th. Ebner.

(Nachdruck verboten.)

Eigentlich wußte niemand von uns, wer ihm diesen Namen gegeben hatte. Denn bei Licht betrachtet — faul konnte man den Hans Feuchtinger nicht nennen. Nur daß er eben auf seine Art fleißig war. Er tat halt gerade das, was ihm paßte. Andere machen es ja auch so. Daß seine Lehrer mit dieser Lebensanschauung nicht immer einverstanden waren — Du lieber Himmel — daran trug doch der Hans nicht die Schuld. Falsche Erziehungsgrundsätze, weiter nichts. — Und er war doch nicht dazu da, sie zu verbessern.

Na ja, — er trottete so bis zum „Einjährigen“ mit. Schwankte dann irgendwohin links ab und ward nicht mehr gesehen. Wenigstens von mir mehr als zehn Jahre nicht mehr.

Dann und wann kam eine kleine Kunde von ihm. Er hatte eine Weltreise gemacht. Warum nicht? Er hatte ja reichlich die Mittel dazu. War vorsichtig gewesen in der Wahl seiner Eltern. Wir andern raderten uns so durchs Leben. Büßelten, so gut es ging, unsere Examina ab. Vießen uns hin und her schieben im Lande und rechneten bis auf den Tag aus, wo wir endlich fest in Amt und Brot säßen. Auch schön? Nicht? Etwas Stumpf sinn zwar, aber doch erbaulich. So eine Art Dämmerdasein.

Bis wir eines Tages aufwachten! Und viel Davon brauche ich ja weiter nicht zu berichten. Wir wissen es alle. Die Alten und die Jungen. Als es wie ein Säusen und Brausen durch die deutschen Lande ging und keines zurückbleiben wollte. Da haben sich viele wieder die Hände geschüttelt, die gemeint hatten, einander im Leben nicht mehr zu sehen. Und da geschah es auch, daß wir den faulen Hans wieder trafen, wir zwei, Nachbars Fritz und ich.

Die Mühe zwar etwas klein und der Waffenrock — Du liebe Zeit! An Leute, bei denen das Leben in die Länge und Breite so gut anschlägt, dachte man in Kriegszeiten nicht.

Aber der alte Hans war's. Gut und dick, von einer Seelenruhe, unglaublich! Nicht die Spur einer Ueberraschung ob eines solchen Wiedersehens. Dagegen ein Hunger und ein Durst — alle Hochachtung. Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

Mit behaglichem Schmungeln sah er uns beide der Reihe nach an. „Ja, ja,“ sagte er endlich, als er sich einen Glimmstengel — Liebeszigarre? Gott behüte mich — ins Gesicht gesteckt hatte, „da wären wir ja mal wieder nett beieinander. Wie geht es Euch denn?“

„Hans“ — Freund Fritz fuhr doch ein wenig auf. — „So 'ne Frage in dieser Zeit!“

„Wieso?“ frug Hans gemächlich dazwischen. „Ach so, der Krieg. Na ja, die Geschichte ist fatal. Aber was wollt Ihr. Sie ist nun einmal so. Man schießt sich darein. Geht mit oder bleibt daheim! Ist eben einer von Millionen. Wer fragt nach ihm? Verlufliste — Feld der Ehre, Tod fürs Vaterland —“

„Hans, Du bist —“ rief ich dazwischen.

„Was denn, mein Sohn?“ war seine Antwort. „Sag's ruhig, wenn das möglich ist. Nur keine Aufregung. Wozu denn? Kalt Blut ist die Hauptsache. Und der einzige Ritt, der uns zusammenhält. Nur nicht viele Worte. Man verplempert damit die Zeit. Und um die ist's schade.“

„Was weißt Du davon,“ ereiferte sich Fritz.

„Ich?“ — Es klang durch diese Frage ein bitterer Unterton, und einen Augenblick regte sich Hans auf, als läge ihm ein scharfes Wort auf der Zunge.

„Ich?“ wiederholte er nur, und lachte dann kurz auf. „Gast recht, alter Sohn. Ich bin ja nur der faule Hans. Sitze da und mache halt so mit, weil es sein muß. Lasse geschehen, was geschieht und freue mich, wenn's aus ist und ich meine saubere Ruh wieder hab.“

Er sah uns beide fest an, aber die Hand, mit der er nach seinem Glase griff, zitterte.

„So denkt Ihr doch, nicht wahr,“ fuhr er fort. „Weil ich nicht Surra schreie und den Helden spiele. Und nicht rede von Vaterlandsliebe und deutschem Wesen und dem Erbfeind. Daß ich nicht lache! Kommt's darauf an? Ich will's Euch sagen, Kinder, und Ihr könnt's deuten, wie Ihr wollt: Dazu bin ich mir zu gut. Und ist mir das zu gut, für was auch ich in die Stiefel gefahren bin. Kennt es, wie Ihr wollt. Ich streit mich nicht um Namen. Aber wenn es einmal soweit ist, dann denkst daran. Auch der faule Hans hat seine Pflicht getan.“

Es ging wie ein gutmütiger Spott über sein Gesicht, als er uns stumm dasitzen sah.

„Na, nichts für ungut,“ sagte er, und bot uns zum Abschied die Hand. „Vielleicht sehen wir uns draußen einmal wieder.“ —

Geistreich haben wir uns gerade nicht angesehen, als der faule Hans gegangen war.

Und beiden war, ich will nicht sagen, wie. Dann und wann träumt man, man sitze noch auf der Schulbank. So ähnlich war's. Draußen auf der Straße sahen wir den faulen Hans sich durch die Menge schieben.

Er hob noch einmal die Hand zum Gruß gegen uns. Dann war er verschwunden. — — —

Haben wir bei dem, was kam, noch an unsern „faulen Hans“ gedacht? Ich glaube kaum. Wenigstens nicht bis zu der Stunde, da sie uns in später Nachtstunde noch einen brachten, von dem wir wußten, daß er den Morgen nicht mehr sehen werde.

Armer Hans! Draußen im Walde hatten sie ihn gefunden, zerschossen am ganzen Leibe.

Mir war's, als stände ich am Sterbelager eines, der uns allen viel zu verzeihen hatte. Uns, die wir ihn nie für voll und ernst genommen hatten. Der deswegen ein Einsamer geblieben war sein Leben lang. Und alles, was in ihm lebte an Liebe und Hoffen, zurückgedrängt hatte, und darüber zum Spötter geworden war, der an seinen eigenen Spott nicht glaubte.

Armer Hans! Wie ein Löwe habe er gekämpft, sagten sie. Der Tollste sei er gewesen im Stürmen.

Still und ruhig lag er da mit halbgeschlossenen Augen. Lastend und zuckend gingen seine Hände über die rauhe Decke. Dann und wann ein leises Stöhnen — ein paar Worte, die ich nicht verstand.

Und dann mit einem Male ein Erwachen. Ein suchender Blick in dem öden Raum.

Wie ein Lächeln ging es über seine Züge als er mich erkannte.

„Nun sind wir ja so weit,“ sagte er leise und wollte mir die Hand hinstrecken. Aber der Arm sank zurück und wie ein wilder Schmerz ging's über seine Züge.

Dann sah er mich lange an. Vor dem halbzerbrochenen Fenster der Stube lag die dunkle Nacht. Dann und wann aus der Ferne noch ein Schuß, ein leiser Ruf von der Dorf-gasse. Auch die Schlacht sank in Schlummer.

„Mir ist so wohl,“ flüsterte Hans. „Grad, als ob ich morgen wieder hinaus dürfte. Nur der Arm und der Fuß — die Kerls schießen verflucht gut. Und da war einer, weißt Du, wie wir so Mann gegen Mann standen“ —

„Daß das, Hans,“ bat ich. „Später kannst Du mir alles erzählen.“

„Später — meinst Du?“ frug er. „Mein lieber Sohn, mach mir nichts vor. Damit ist's Eßig. Später? Daß ich nicht lache! Das große Rätsel! Na ja — es muß ja doch einmal sein — und ich —“

„Ich verbiete Dir jetzt das Sprechen,“ unterbrach ich ihn. Er sah mich mit einem Blick an, der mir ins Herz ging.

„Ne, lieber nicht,“ flüsterte er. „Hat Euch doch immer zu wenig geredet — der faule Hans. — Und jetzt auf einmal zu viel!“

„Ruh' Dich erst aus,“ suchte ich ihn zu beruhigen.

„Ausruhen?“ meinte er. „Das kommt später. Eine ganze Ewigkeit lang. Und denk mal, in welcher Gesellschaft. Lauter tapfere Kerls. Nur der eine da, weißt Du, der — dem möchte ich noch mal begegnen — sonst —“

Seine Augen wurden starr. Nur abgebrochen kamen seine Worte: „Unnützes Leben — jawohl. — Kann nicht dafür. — Hat mir's doch keiner geglaubt. — Tu das Messer weg,“ schrie er plötzlich, als ich ihm die Hand auf die heiße Stirne legte. „Fäuste her, — so ist's recht! — Du verdammter!“ Ein schrilles Lachen erklang. — „Gelt, das lacht. — Und mich nennen sie — den faulen — Hans!“ —

Es war, als wollte er sich emporrichten. Stöhnend sank er zurück. — Und dann kam's leise, wimmernd beinahe: „Armer Kerl — so jung — liegt nicht so starr. — Ich konnte ja nicht anders — Du oder ich. — Was sagst Du? — Mutter? — Sag's noch einmal,“ schrie Hans auf. — „Noch einmal — ich will's wieder einmal hören — das Wort.“



Die Trümmer einer zerstörten Straße in Brest-Litowsk.

Nicht
An
feuer an
gegen de
last.
Auch
St. Pete
Abschnitt
Infanter
abends b
überall
An d
festigten
feindliche
Stellung

Unfr
lich vor
führenden
brungen.
Im
Vortrupp
Defil
unsere Z
gehörigen
1100. Ma
Der

R

Fusare

Appt

Am
Novara
von drei
viele Fleh
ten, durc
in die G
Beschütze

Nah
stische V
mandant
genomme

Eine
ember e
men grü
auf der
Leberlebe
der Krie
nennung

Q

+ B
eine Ra
Monast

Er lag da, als lauschte er auf eine Stimme. „Er bleibt still,“ flüsterte er endlich und schloß die Augen. Schwer röchelnd ging sein Atem.

Ein Juden und Strecken lief über seinen Leib. Noch einmal bewegten sich seine Lippen. „Ich beugte mich über ihn: „Sie kommen,“ flüsterte er. „Aus dem Wald heraus — Hunderte — Tausende — Kameraden — drauf — Kolben hoch — Hans, bist Du einer. — So ist's recht — Fauter — Hans —“

Und dann mit einem letzten Atemholen: „Hurra — heiliges — deutsches — großes Reich. — Mit Gott für —“

Draußen schmetterte durch die Stille ein Marmorsignal. Ein nächtlicher Ueberfall. — Mit vielen andern stürmte ich hinaus, dem Feinde entgegen.

Als der Morgen graute, waren wir die Sieger. — — — Die Hütte, in der Hans gelegen, war ein rauchender Trümmerhaufen.

Wir sammelten uns in lichten Reihen zum Weitermarsch.

Keiner frug nach denen, die fehlten.

Dort auf den Höhen stand der Feind. —

Das war unser Ziel

Die Madonna mit den Perlen.

(Fortsetzung.)

Roman von Hans Dominik.

(Nachdruck verboten.)

Heute waren die Rollen anders verteilt. Walter Rosen hatte sich wieder in sein geliebtes Studierzimmer zurückgezogen. Frau Clara Rosen war in der Küche beschäftigt, schon jetzt in Sorge, daß das Weihnachtessen, der große Karpfen und ein mächtiges Roastbeef auch sicher gut vorbereitet wurden. So lag die Sorge um den Weihnachtsbaum auf den Schultern von Eva Rosen und William hatte sich ihr freiwillig angeschlossen.

„Weihnachten ist doch das schönste Fest, Onkel William,“ rief Eva, während sie allerlei bunte Ketten und Kugeln aus den Pappkästen nahm und auf dem Tische ausbreitete.

William war nachdenklich geworden.

„Weißt Du, Eva, ich muß mich an das Fest erst wieder gewöhnen. Die letzten fünfzehn Jahre habe ich es immer in Amerika gefeiert. Und ein amerikanisches Weihnachten ist kein deutsches Weihnachten.“

„Was habt Ihr denn da gemacht?“ fragte Eva, während sie daranging, bunte Lichter in Metallhüllen zu stecken.

William Rose zuckte die Achseln.

„Nicht viel, Eva! Als es mir noch schlecht ging, habe ich einsam in meiner Dachbude gegessen und von den Erinnerungen an das deutsche Weihnachten gezehrt. Als es mir besser und schließlich gut ging, da habe ich das amerikanische Fest mitgefeiert.“

In der Hauptsache ein gutes Essen und Trinken. Der unvermeidliche Truthahn. Danach der englische Plumpudding, an den sich ein deutscher Magen nie gewöhnen wird. Und der Schluß nach den Umständen verschieden. War ich in amerikanischen Familien, so gab es danach Klavierspiel und wohl auch ein Tänzchen unter dem Mistelzweig. War ich mit unverheirateten Freunden zusammen, so gab es nachher keine Musik, aber desto mehr Punsch. . .“

Eva Rosen hatte sinnend zugehört.

„Das mag wohl auch ein Fest sein, aber jedenfalls etwas ganz anderes als unser Weihnachtsfest. Gerade am Heiligenabend würde man in Deutschland nicht ans Tanzen denken.“

William Rose lächelte.

„Und namentlich nicht an einen Tanz unter dem Mistelzweig,“ meinte er dann.

Eva Rosen erröte.

„Was ist denn das für eine Geschichte, Onkel William? Ist das nicht irgend so eine heimtückische Klüfferei,“ meinte sie dann.

„So ist es in der Tat, Eva. Da wird durch eine Reihe von Zimmern getanzt und hier und dort hängen Mistelzweige von der Decke. Gelingt es einem Tänzer, seine Dame unter einen solchen Zweig zu bringen, so darf er sie in voller Öffentlichkeit küssen. Eine schöne Sitte, nicht wahr, Eva?“

Eva Rosen warf die Lippen auf.

„Sage mal, Onkel William, Du erzählst das ja sehr behaglich. Du hast wohl immer kräftig mitgetanzt?“

William Rose betrachtete seine Nichte einen Augenblick und überlegte. Wie sie jetzt so da stand, geschäftig über ihre Arbeit gebeugt, erschien sie ihm schöner und begehrenswerter denn je. William Rose bedauerte es einen Moment, daß hier kein Mistelzweig an der Decke hing. Dann sagte er: „Weißt Du, Eva, das kam immer auf die Damen an. Tanzen mußte man natürlich, wenn man eingeladen war. Und wenn die Tänzerin nett und liebenswürdig war, nun dann stand man eben plötzlich unter dem Mistelzweig.“

„Ach, nun laß doch diese dummen amerikanischen Geschichten und hilf mir hier lieber ein wenig,“ rief Eva unvermittelt. „Ich bekomme die Ketten hier nicht zusammen.“

Und während William Rose sich bemühte, eine lange goldene Kette zusammenzusteden, fragte Eva weiter: „Sage mal,

Onkel William, wie ist es denn mit dem Schenken in Amerika. Schenkt man sich da auch was zu Weihnachten?“

„Über gehörig, Eva. Die gute Seite hat das amerikanische Weihnachten wenigstens. Man beschenkt sich kräftig. Und auch hier sind die Amerikaner praktisch wie gewöhnlich. Sie schenken nicht gestickte Schlummerrollen und gehäkelte Kaffeewärmer, sondern gute Bankschecks oder Geldanweisungen auf ein Warenhaus oder sonst dergleichen.“

„O pfui! Das ist doch ohne jede Poesie.“

„Du bist eben keine Amerikanerin, sondern eine kleine sentimentale Deutsche,“ lachte William Rose. „Sonst müßte Dir ein Bankscheck eine hochpoetische Sache sein, um so poetischer, je höher seine Summe lautet.“

Eva Rosen zuckte mit den Achseln.

„Mag sein, Onkel William. Ich ziehe doch mein deutsches Weihnachten vor. Mit dem Lichterbaum, weißt Du, den haben die Amerikaner doch sicherlich nicht.“

William Rose schwieg eine kleine Weile, während er seiner Nichte die Lichter hinreichte, die sie mit geschickten Händen am Baume befestigte.

„Du hast recht, Eva,“ sagte er endlich. „Der Lichterbaum ist doch das Schönste am ganzen Weihnachten. Wenn man in dieser dunklen Zeit die Lichter aufflammen sieht, dann ist das ein loderndes Wahrzeichen, daß es mit dem Schlimmsten vorbei ist, daß es wieder bergauf geht, besseren, glücklicheren Zeiten entgegen.“

Das Gespräch verstummte für einige Zeit. Desto eifriger arbeiteten vier Hände. Zusehends bedeckte sich der frische Waldbaum mit einem Schmuck von goldenen und silbernen Ketten und Regen, mit rotwangigen Aepfeln und vergoldeten Nüssen. Und zuletzt breitete Eva Rosen den schimmernden Silberlametta wie einen leichten Schleier über die Zweige.

Dann trat sie zurück und betrachtete sich ihr Werk.

„Sage mal, Onkel William,“ meinte sie dabei, „von gestickten Schlummerrollen und gehäkelten Sachen als Weihnachts-geschenk hältst Du wohl nicht viel. Eigentlich sollte mir das leid tun. Denn einen Bankscheck kann ich Dir wirklich nicht schenken.“

„Man soll den Geber ansehen und nicht die Gabe,“ erwiderte William Rose ein wenig geheimnisvoll, „und vor allen Dingen, kleiner Kamerad, erspar mir den Respektstitel „Onkel“, — ich fühle mich wirklich nicht onkelhaft gesinnt Dir gegenüber, und Du wirst auch nicht in Respekt ersterben gegen mich — laß uns gute Kameraden sein,“ er bot ihr seine Hand und sie legte leicht errötend die ihre hinein.

Eva Rosen war in das Studierzimmer ihres Vaters gegangen.

„Hurra! Väterchen,“ rief sie beim Eintreten. „Ich habe mit Onkel William den Weihnachtsbaum fix und fertig gepußt. . .“

Sie brach ihre Rede kurz ab und schaute ihren Vater besorgt an.

Seit vielen Jahren konnte Eva sich nicht mehr besinnen, ihren Vater einmal fröhlich lachen gehört zu haben. Walter Rosen war immer still und verschlossen einhergegangen, wie jemand, der einen schweren Gram zu tragen hatte. Die Sorgen, die ihn seit Jahrzehnten drückten, der langsame, aber desto sichere Verlust seines Vermögens, sein langes aber fruchtloses Ringen um öffentliche Anerkennung, alles das verschloß er bei sich und ließ seine Familie nichts davon empfinden. Aber er war in diesem Kampfe nicht nur ein vorzeitig müder und alter Mann geworden, er hatte auch seit vielen Jahren jede Spur von Frohsinn und Fröhlichkeit verloren.

So kannte Eva Rosen ihren Vater seit Jahren und doch

war sie erschrocken, als sie ihn jetzt wieder betrachtete. Seine Buge trugen heute so scharf und schwer einen tiefen Kummer, eine unermessliche Trübsal zur Schau, daß Eva nicht umhin konnte, nach dem Grunde zu fragen. „Aber Väterchen, was hast Du nur?“ begann sie jetzt von neuem. „Onkel William und ich wir haben uns den ganzen Vormittag beim Weihnachtsbaum gefreut und Du sitzt hier voller Traurigkeit.“

Walter Rosen schüttelte müde den Kopf. Während William nach ihrer Unterhaltung vergnügt zum Christbaum geschlendert war, hatte der ältere Bruder in seiner schwereren innerlichen Art den Inhalt dieser Unterredung wieder und immer wieder überdacht.

Als der jüngere Bruder kürzlich frisch und strahlend in sein Haus kam, hatte Walter Rosen ein Ahnen gespürt, als ob ihm von dieser Stelle endlich Trost und Hilfe in seinen vielen Sorgen kommen könne. Und als William Rose dann schnell und energisch sein Geheimnis entschleierte, und ihm seine Hilfe anbot, hatte Walter Rosen mit Freuden zugegriffen. Mit dem Optimismus, der schwache Naturen so häufig auszeichnet, sah er sich bereits als wohlbestallten und reichlich verdienenden Mitinhaber der Firma seines Bruders. Und als er diesem die ersten Mitteilungen über die sagenhafte „Madonna mit den Perlen“ brachte, da glaubte er bereits, er brauche nur die Hand auszustrecken, um das wunderbare Bild zu besitzen.

Dann kam die erste Enttäuschung, die Schwierigkeit, das Bild zu finden. Und nun diese Enthüllungen seines Bruders!

Walter Rosen war bei aller Charakterstärke ein Mann von peinlichem Rechtsempfinden. Schon alle die vielen Rücksichtslosigkeiten und Brutalitäten, ohne die in unserem Zeitalter kaum ein großer Erfolg errungen werden kann, waren ihm in tiefster Seele zuwider. Und nun sprach da sein eigener Bruder von lächerlichen frechen Fälschungen wie von einer selbstverständlichen und erlaubten Sache.

„Was hast Du nur, Väterchen?“ fragte Eva von neuem.

„Nichts von Belang, mein Kind,“ erwiderte Walter Rosen.

„Doch, Väterchen. Du hast über irgend etwas Verdruß gehabt. Sprich Dich doch mit Onkel William aus, wenn Du es mir nicht sagen willst. Onkel William ist doch so praktisch und weiß in allen Dingen Rat.“

Walter Rosen lachte höhnisch auf.

„Das stimmt allerdings auffallend,“ meinte er dann. „Mein Bruder Wilhelm ist außergewöhnlich praktisch und Rat weiß er auch in allen Dingen. Geht es nicht so, dann hilft er sich eben so. Kann er die Madonna nicht finden, dann fälscht er Ahnenbilder.“

Eva fuhr bestrebt und entsetzt zurück.

„Was sagst Du da, Vater. Onkel William und fälschen! Das ist doch undenkbar. Vielleicht hast Du ihn falsch verstanden.“

„Wir haben deutsch zusammen gesprochen, eine Sprache, die ich zeitlebens verstanden habe und die Wilhelm auch noch nicht verlernt hat. Ein Mißverstehen ist da wohl ausgeschlossen.“

„Ich kann es mir nicht denken, Vater,“ unterbrach ihn seine Tochter mit zitternder Stimme. „Ich kann nicht glauben, daß Onkel William etwas Schlechtes und Ehrenrühriges tun würde. Den Eindruck hat er bis jetzt nicht auf mich gemacht.“

Walter Rosen sah seine Tochter ausdruckslos an.

„So! Den Eindruck hat er nicht auf Dich gemacht. . . . Ich wünsche überhaupt nicht, daß er irgendwelchen Eindruck auf Dich macht, weder diesen, noch irgend einen anderen. Mir wäre am wohlsten, wenn mein Bruder wieder in Newyork wäre und am besten wäre es, er wäre immer dort geblieben. — Laß mich jetzt ein wenig allein,“ fuhr er fort, während Eva immer noch zitternd mit emporgehobenen Händen vor ihm stand.

„Mir ist nicht nach Geselligkeit zumute. . .!“

Aufgeregt und traurig verließ Eva das Zimmer, das sie mit Freude betreten hatte. Mit Vergnügen hatte sie beobachtet, wie ihr Vater nach der Ankunft seines Bruders immer frischer und zusehends geselliger und umgänglicher geworden war. Und sie selbst war, ohne es zunächst recht bewußt zu fühlen, in den Bann des Amerikaners geraten, fühlte sich von seinem lebenswürdigen und lebensfrohen Wesen immer mehr angezogen.

Wie sie heute den Baum mit ihm gepußt hatte, war es ihr zumute gewesen, als wäre das die selbstverständlichste Sache

und als müsse das von nun an jedes Weihnachten immer so sein.

Und nun fand sie den Vater verdrossener und galliger denn je. Sogar heute am Heiligen Abend zog er sich in die Einsamkeit zurück und brachte solche unerhörten Schmähungen gegen den Gast vor.

„Ich muß endlich ergründen, was den Vater so quält,“ dachte Eva. „Ich muß William fragen, was an diesen abscheulichen Beschuldigungen Wahres ist. — Ich will und muß wissen, wo das Mißverständnis liegt.“

Sie fand William Rose noch vor dem Weihnachtsbaum scheinbar in Gedanken versunken. Er hielt aber ein Notizbuch in der Hand und machte sich hin und wieder Anmerkungen. Als Eva eintrat, blickte er ihr fröhlich entgegen: „Na, Eva, hast Du den Bären nicht aus seiner Höhle gelockt?“

Sie schüttelte den Kopf. —

„Ach Gott bewahre! Ich bin ganz unglücklich. Was hast Du nur mit Vater gehabt? Er ist ja ganz verändert, traurig und reizbar wie in den aller schlimmsten Zeiten.“

William Rose sah sie etwas unsicher an. —

„Soll ich zu ihm gehen?“ meinte er und richtete sich in seinem Sessel auf.

„Nein, nein, nicht,“ rief sie schnell, „aber mir sollst Du sagen, welche Bewandnis es mit Fälschungen, Ahnenbildern usw. hat. Gewiß hat der Vater Dich falsch verstanden, weil er sich seit vielen Jahren vom Leben zurückgezogen hat, ist er so wunderbar geworden. Er sieht alle Menschen für schlecht und für seine Feinde an. Mutter und ich wir haben ja schon so schwer darunter gelitten!“

Und Tränen liefen aus ihren Augen und aufschluchzend barg sie das Gesicht in den Händen. Da fühlte sie seinen Arm um ihre Schultern: „Eva, willst Du mir vertrauen, Kind! Dein Vater ist krank, kränker als ich glaubte und Du, Deine Mutter und ich müssen uns zusammen tun, um ihn zu heilen. Willst Du mir rückhaltlos vertrauen, Eva?“

Er richtete ihren gesenkten Kopf auf und blickte ihr voll in die Augen.

„Als ich in die Fremde ging, als junger Fant, trug ich das Herz auch auf der Zunge, hatte die Ehrbegriffe und Tugendideen der jungen Leute aus gutem deutschen Hause, verstand wohl Geld auszugeben, aber keines zu verdienen. Als ich ging, war man in Deutschland auch noch unpraktischer als heute und es hat böse Zeiten für mich gegeben, ehe ich lernte den Mund halten und die Leute bedienen, wie sie es eben wünschten. Ich bin kein Betrüger oder Fälscher, das wirst Du wohl glauben. Aber ich bin ein moderner Mensch, der seinen Vorteil wahrnimmt, bin lieber Hammer als Amboß, vor allem aber will ich denen, die zu mir gehören, Schutz und Stütze sein im Kampf ums Dasein.“

Eva schmiegte sich an ihn: „Ich bin so froh, daß Du gekommen bist, William,“ sagte sie. „Und ich vertraue Dir rückhaltlos. Aber Vater ist wirklich krank und wir müssen ihn ganz vorsichtig behandeln. Tue es mir zuliebe, reize ihn nicht!“

„Well, ich werde ihm aus dem Wege gehen, bis wir die richtige Medizin für ihn gefunden haben. Bis wir die Madonna mit den Perlen entdeckt haben.“

Mit einem Händedruck ließ er Eva los, „und nun, wo ist Deine Mutter?“ fragte er. „Ich hätte ein paar Worte mit ihr zu reden, Kind.“

„Mama hat Marzipan gebaden,“ sagte Eva, „das tut sie stets selbst. Er gerät immer wunderschön. Ich glaube, sie wird jetzt in ihrem Zimmer sein, um etwas zu ruhen. Ich will nachsehen, um Dich anzumelden.“

Wenige Minuten später saßen sich William Rose und seine Schwägerin in deren kleinem einsamen Zimmer gegenüber. Frau Alara sah heute jünger aus und weniger bedrückt als sonst. Ueber der Weihnachtsbäckerei hatte sie die traurigen Gedanken etwas vergessen und sich in frohere Zeiten zurückversetzt. Als ihr Gatte noch hoffnungsvoll und froh war und die beiden schönen Kinder dem Christfest entgegen jubelten. Seit war von Otto ein Brief eingetroffen, daß er unmöglich zu Weihnachten abkommen könne, es läge zu viel vor und der Professor hätte plötzlich verreisen müssen, nun müsse er bis auf weiteres auf seinem Posten bleiben, freue sich aber auf Mutter's Weihnachtsfischen. Gewiß, das sollte er haben, viel Marzipan und die guten Butterplätzchen, die doch keiner so ausgezeichnet zu backen verstand, als sie, — aber! ach, nicht einen einzigen Goldfisch konnte sie dem Liebling einlegen. Das Geld war ihr gar zu knapp bemessen diesmal. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Genesung.

Viele Menschen begehen den Fehler, daß sie die Schwere der Krankheit nach den Tagen bemessen, die sie im Bett verbringen. Sobald sie sich wieder etwas fühlen, hören sie nicht mehr auf die Mahnungen des Arztes, sondern verlassen das Krankenzimmer und tun gleich wieder Dienst.

„Es war ja nur ein starker Schnupfen und Katarrh!“ pflegen die einen zu sagen. „Etwas Reizen im Gebein, das in der schlechten Jahreszeit nicht zählt!“ meinen die andern.

Gerade aber die rheumatischen und katarrhalischen Attacken können, wenn sie mit Fieber einhergehen, auch bei scheinbar leichtem und schnellem Verlauf schweres Unheil über den Menschen bringen. Mit Recht betonen die Kliniker, daß nächst dem Gelenkrheumatismus, der nicht selten im Gefolge einer einfachen Halsentzündung (angina) auftritt, der vulgäre Winterkatarrh, die Influenza, die gefährlichste Krankheit für das Herz ist. Deshalb behütet der Arzt den Kranken treulich, sobald dieser irgendwelche verdächtige Herzsymptome zeigt.

Der von schwerer Krankheit Genesende ist oft wie ein Kind schwach und hilflos. Seine Nerven zittern noch unter den Nachwehen der überstandenen Schmerzen. Darum handelt weise, wer seinen schwachen Kräften nicht zuviel zutraut. Jedenfalls soll der Rekonvaleszent die ersten Tage nicht zu lange aufbleiben, sondern lieber an dem nämlichen Tage noch einmal aufstehen. Nach und nach wird es schon besser gehen. Wenn er aber auf ist, so soll er nur ein Weilechen im wohltemperierten Zimmer (18 bis 20 Grad Celsius) herumgehen, tief atmen, ausruhen und sofort zu Bett gehen, wenn ihn eine Schwäche übermannt oder ihn etwas fröstelt.

Paola, die Tochter des bekannten italienischen Anthropologen und Psychiaters Cesare Lombroso, erzählt von ihrem seligen Vater:

durchsonnt das Milieu. Von einem fröhlichen Herzen gehen Kräfte aus, die den Genesenden verjüngen.

Doch nur wenige verstehen die Kunst, durch leichte, heitere Gespräche und zarte Aufmerksamkeiten Freude und Sonnenschein um sich zu verbreiten. Viele Besucher haben nur Klatschereien und Schauergeschichten in petto und erschrecken oft den Genesenden durch vulgäre Ausdrücke über sein verändertes Aussehen.

Schwache, blutarme, nervöse Rekonvaleszenten, die nach Geld nicht zu fragen brauchen, tun daher gut, wenn sie einen stillen Ort im Gebirge oder an der See, ein Sanatorium aufsuchen, um in ländlicher Ruhe und heiterer Beschaulichkeit unter dem lebenerweckenden Einfluß von Luft und Sonne ganz zu gesunden.

Auch genesende Kinder sind oft sehr schwer im Bett zu halten. Schier über Nacht wird das Kind, dem gestern noch der Morgen tödlich graute, wieder zum leibhaftigen perpetuum mobile und verlangt ungestüm nach Bewegung und Spiel im Zimmer.

Gibt dem Willen und den Witten des Kindes nicht nach, verehrte Eltern! Eure Weichherzigkeit kann dem Kinde zum Verderben werden.

Nach Masern, Scharlach, Diphtherie nämlich bleibt, wenn die bedrohlichen Erscheinungen abgeklungen sind, in der Mehrzahl der Fälle eine gewisse Herzschwäche zurück, die nur bei strikter Bettruhe sich allmählich verliert. Läßt man aber den kleinen Rekonvaleszenten zu früh aufstehen, gerät er gar bei Scherz und Spiel in starke Erregung, so kann es leicht zu einem Schwächeanfall (Kollaps) und Zusammenbruch kommen.

Jede Krankheit zehrt an der vitalen Kraft und bedeutet einen Verlust an Lebenskapital. Aufgabe der Therapie ist es, dieses Manko zu ergänzen und zu ersetzen.

Das Fundament des menschlichen Lebens ist die Ernährung. In ihr sind die Wurzeln unserer Kraft und Gesundheit. Aus diesem Born quillt die Regeneration.

„Wer gut nährt, heilt gut.“ sagt der Kliniker v. Leyden. Indessen eine individuell richtig gewählte Ernährung und eine mehr oder minder gewalttätige „Herausfütterung“ des Rekonvaleszenten sind mit nichts das gleiche. Lange Zeit war nämlich das Fleisch ein bevorzugtes Mittel in der Ernährung des Genesenden. Das Fleisch im rohen (als „Gschabtes und Gehacktes“), gesottenen und gebratenen Zustand. Daneben wurden reichlich Eier, Bouillon, Wein verordnet, um den Genesenden rasch zu Kräften und auf die Beine zu bringen.

Jetzt kommen in der Ernährungstherapie neue Ueberzeugungen auf nach oben. Ein neues diätetisches Gewissen gewinnt die Oberhand.

Man erkennt und bekennet, daß der Wert eines Nahrungsmittels nicht lediglich von seinem Eiweißgehalt abhängt, sondern in erster Linie durch die Menge von Wärme und Energie bestimmt wird, die es durch seine Verdauung innerhalb des menschlichen Körpers hervorbringt. Die grünen Vegetabilien, die Blatt-, Stengel- und Wurzelgemüse, das Obst, die Körnerfrüchte (Reis, Getreide, Hafer usw.) sind aber Energieträger erster Ordnung, weil in ihren Zellen die Sonnenkraft aufgespeichert ist. Das Fleisch dagegen liefert uns Kraft und Energie erst aus Umwandlungsprodukten durch den Tierkörper. Hieraus ergibt sich zur Genüge die große Bedeutung einer vorwiegend vegetabilischen Rekonvaleszentenkost, weil sie die darniederliegende Lebenskraft anregt und durch ihre Nährsalze das Blut aufbessert und erneuert.

Dr. med. G. Balder.



Oesterreichische und ungarische Besatzungstruppen vor dem Konat, dem serbischen Königspalast, in Belgrad.

„Und doch! Ein Reizmittel, einen Rausch kennt er: die Sonne. Er badet sich gern in den Fluten ihres goldenen Lichtes, und er behauptet, daß die Gedanken ihm dann am reichsten kommen, wenn sein Zimmer von den Sonnenstrahlen durchtränkt ist. Das geht so weit, daß er zuweilen mit seinen Schriftstücken dem Wege der Sonne durch das ganze Haus folgt: wo sie ins Fenster scheint, läßt er sich nieder, und wenn der Abend kommt, hat er in jedem Zimmer und an jedem Tisch geschrieben.“

So soll auch der Rekonvaleszent den Wegen der Sonne durch die Wohnung oder das Haus nachgehen und sich niedersehen, wo sie scheint. Die Sonne gibt die größte Kraft.

Schon bei leichtem Unwohlsein empfinden wir die Gegenwart selbst lieber Menschen oft störend und lästig. Weit mehr noch leidet der durch lange Krankheit geschwächte Rekonvaleszent unter den sicherlich gut gemeinten, aber selten erwünschten Besuchen, die ihn aufregen und anstrengen.

Freude ist ein „schöner Götterfunken“, der einen lichten Schein in die Seele des Kranken wirft und sie erhellt. Eine heitere Stimmung



Das neuerbaute Museumsgebäude in Wiesbaden, welches die Städtische Gemäldegalerie, sowie das Naturhistorische Altertums-Museum umfaßt. Der Entwurf des Gesamtbaues stammt von Prof. Th. Fischer, München.